



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift  
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

**Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)**

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 12.

Dezember 1914.

XVII. Jahrg.

## Die Giftprobe und die Zauberer der Kongoneger.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sofort brachten zwei Prinzessinnen je zwei Cortados; einer der freien Neger fügte noch eine Porzellanschüssel hinzu. Der Götzenpriester musterte die Münzen und fand sie gut. Die Porzellanschüssel aber wies er zurück, weil sie zur Zahlung nicht taue. Dagegen protestierte der Spender heftig, als wolle man daraus schließen, daß er der Schuldige sei, und forderte vom Ganga, er müsse noch heute den Schuldigen angeben, und selbst wenn er es wäre. Sodann holte er ebenfalls zwei Cortados, die er ehrerbietig dem Götzenpriester zu Füßen legte. Da jedoch das noch fehlende Geld nicht herbeigebracht wurde, weigerte sich der Ganga, die Beschwörung noch am gleichen Tage vorzunehmen, und begab sich in seine Hütte. Bevor er sich jedoch zur Ruhe legte, machte er

noch vor und in der Hütte tüchtig Lärm mit seinen Götzen und piff auf seinem Instrumente, teils um dem Adotschi den Eintritt zu verwehren, teils wohl auch, um sich in den Augen der Neger wichtig zu machen.

Im Laufe des Vormittags kamen mehrere Gruppen von Negern aus der Umgebung, um vor der Hütte des Verstorbenen zu weinen. Außer dem roten Hüfttuche trugen einige von ihnen noch einen roten Regenschirm mit sich; es ist das ihr Festtagskostüm. In die Hütte, in welcher der Leichnam eben geräuchert wurde, traten sie nicht ein, sondern trampelten die Wände entlang herum, wobei sie durch die Spalten der Hütte in weinerlichem Tone hineinriefen: „Er ist tot. Warum bist du nicht bei uns geblieben? Verflucht sei der Adotschi, der sein Leben gegessen!“

Inzwischen war mein Kranker der Auflösung immer näher gekommen. — Der Götzenpriester, der ihn voraussichtlich nicht loslassen würde, stritt sich mit mir; er hatte erklärt, der Mdotshi habe das Leben des Kranken geraubt und es einstweilen in das Grab des verstorbenen Bruders gebracht; darum müsse man dasselbe herausholen und es zurückbringen, dann werde der Kranke wieder gesund. Nachts begab er sich also unter Gesang mit einem anderen Neger, welcher die Pechfackel zu tragen hatte, zum Grabe des Verstorbenen, das sich am Rand eines Waldes in der Nähe des Dorfes befand. Dort machte er eine Zeitlang mit seinen Instrumenten einen Heidenlärm, um den muntu (Leben) herbeizurufen. Zur Versammlung zurückgekehrt, begann er alsbald die große Beschwörung.

Während die Neger im Umkreis mehrere Gesänge abwechselnd sangen und brumnten, vollführte der Ganga seine lächerlichen Zeremonien; er spuckte des öfteren Palmwein rings um sich, verdrehte die Augen u. dgl. m. Da plötzlich gebärdete sich einer der Neger wie besessen; er bekommt konvulsivische Krämpfe, stößt durchdringende Schreie aus, schlägt mit den Händen auf die Knie und wird mit einem Male ganz stumm, wie von einer überirdischen Macht gebannt. Zu dieser Rolle gibt sich immer einer der Neger her; er heißt „tuta mkissi“ (= jener, welcher den muntu aufnimmt).

Nachdem alle aus einer Schale Palmwein getrunken, nimmt der tuta noch den Mund voll Wasser, und nun gehen alle in Prozession zum Kranken; Ganga und Tuta eröffnen den Zug. Beim Kranken angekommen, spuckt der Tuta diesem das Wasser in das Gesicht, auf die Brust, auf den Rücken, die Arme und Füße, um anzudeuten, daß er ihm hiemit seinen

muntu zurückgebe oder ihn wieder gesund mache. Währenddessen vollführt der Ganga mit seinen Götzen und Instrumenten einen wahren Heidenpektakel. Hierauf kehren alle an ihren Versammlungsort zurück; der Tuta kann nun wieder sprechen, tut aber, als ob er von dem, was soeben geschehen, nicht die leiseste Ahnung hätte. Diese Beschwörungszereemonie mit allem, was dazu gehört, dauert bis Mitternacht.

Es sollen bei solchen Anlässen schon Fälle von wirklicher Besessenheit vorgekommen sein; in unserem Falle folgte die Strafe des Tuta später nach.

Doch all die genannten Beschwörungen und Gaukeleien hatten nicht den gewünschten Erfolg; in der Frühe des folgenden Tages war der Kranke dem Tode nahe. Der Häuptling lärmte und schimpfte im Dorfe gegen den Götzenpriester; sein Bruder werde nun immer schwächer und müsse bald sterben, und trotzdem wolle der Ganga den Mdotshi nicht angeben. Man suchte also, den Götzenpriester umzustimmen, und brachte von überall her Geld, um die von ihm gestellten Bedingungen zu erfüllen. Dieser zog sich nun zurück, um seine Toilette zu machen.

Während ich eben noch meine letzten Versuche anstellte, um den Kranken zu bekehren, vernahm ich das bekannte Klappern des Instrumentes des Ganga, womit er seine Beschwörungen vorzunehmen pflegt. Es kam immer näher, und plötzlich stand der Ganga in der Hütte des Kranken. Seine Erscheinung war so schrecklich, daß kaum der Teufel ein häßlicheres Aussehen hätte annehmen können: das Gesicht etwas grau angestrichen, die Augen mit weißen Ringen, an den Wangen weiße Striche und Punkte, auf dem Kopfe eine Art Zipfelmütze mit dem Schwanz eines Tigerhundes, einige

Setzen als Kleider, am Gürtel ein Tigerfell mit Glöckchen, in einer Hand wieder den Schwanz eines Tigerfelles, in der anderen ein langes Messer. Als er mich beim Kranken erblickte, war er ganz verblüfft.

Da ich ihm energisch entgegentrat und ihm die Thür wies, verließ er zornig die Hütte, um draußen die Neger gegen mich aufzuheizen. Ich beendigte den Unterricht des Kranken und stellte an ihn zum letztenmal die Frage, ob er dem Götzendienste entsagen wolle. Mit Aufbietung seiner noch vorhandenen Kräfte erwiderte er: „Nein“. Da ich nun das Nützlose weiterer Bemühungen einsah und da auch die Neger vor der Hütte eine drohende Haltung annahmen, hielt ich es für angezeigt, den Raum zu verlassen. Ich ging an dem Hause der Neger vorüber; sie schwiegen.

Noch am gleichen Vormittag gab der Ganga denselben Neger als Adotschi an, welcher abends zuvor die Rolle des Luta übernommen hatte. Dieser wies die Unschuldigung zurück und flüchtete sich, als der Kranke am Abend starb, in die Wälder. Einige Tage später kam er in die Mission und beklagte sich über den Häuptling, der ihn töten wolle. Von uns weg begab er sich zu einem mehrere Stunden entfernten Götzpriester; diesen bat er, ihm den Kassa, — Giftbecher — zu geben, um sich von dem Verdacht zu reinigen, Adotschi zu sein. In Gegenwart einer Anzahl Neger, welche seine Unschuld bestätigen sollten, nahm er den Gifttrank; drei Stunden später war er eine Leiche.

Auch sein Vater hatte vor mehreren Jahren den Gifttrank genommen, als er angeeschuldigt wurde, der Adotschi seines verstorbenen, getauften Neffen zu sein. Da er nur wenig erbrechen konnte, war er mehrere Monate hindurch geistesgestört und leidet auch jetzt noch oft an heftigen Kopfschmerzen.

Diese grausame Unsitte der Giftprobe richtet unter der Negerwelt große Verheerungen an. Hier seien nur einige Fälle kurz erwähnt.

Nicht weit von der Mission war ein Prinz, ein Sohn des Häuptlings, gestorben, — es war erst vor kurzem, — da gab der Ganga sechs Personen als Adotschi an. Zwei davon nahmen den Kassa sogleich und starben; den übrigen vier, die ihn nach der Beerdigung nahmen, welche erst nach mehreren Monaten stattfand, erging es nicht besser.

Etwas weiter von diesem Dorfe starb eine unter den Negern angesehene Persönlichkeit. Man beschuldigte sechs Weiber und Mädchen des Verbrechens, das Leben des Verstorbenen gegessen zu haben. Diesmal machte man noch kürzeren Prozeß, als gewöhnlich. Als nämlich der Sarg ins Grab gesenkt war, schleppte man die unglücklichen Opfer herbei und schnitt ihnen den Kopf ab; das Blut rieselte auf den Sarg hinunter. Nachdem sie verblutet waren, warf man auch ihre Leichen mit ins Grab und türmte darüber einen großen Hügel auf.

Mit diesen Unglücklichen kennt man kein Mitleid, selbst nicht unter den nächsten Verwandten. Als Beweis dessen diene folgendes: In der Nähe der Mission lebte ein angesehener Neger, dessen Heimat niemand wußte. Wohl aber erzählte man sich, daß er auf die Unschuldigung hin, daß er ein Adotschi sei, sich schon mehrmals der Giftprobe durch die Flucht entzogen hatte, was übrigens sonst selten vorkommt. Als nun sein Neffe in seiner Behausung starb, fiel der Verdacht des Ganga wieder auf den Onkel. Die Neger der Umgebung hielten eine Versammlung ab. Man konnte sich jedoch nicht einigen, da der angebliche Adotschi noch bedeutende Schulden hatte; es waren nämlich noch zwei seiner Skla-

ven und ein Teil des Kaufpreises einer seiner Frauen (im ganzen ungefähr 250 Mark) zu bezahlen. Da geschah, was man für unmöglich halten möchte: sein eigener Bruder erklärte, keinen Ndotschi zum Bruder haben zu wollen; dieser müsse das Gift nehmen; sei er schuldig, so wolle er selbst

geln tot. Sein Bruder nannte ihn noch später einen Ndotschi mbi (= schlechten Lebensesser).

Meist setzen die als Ndotschi Beschuldigten ihre Ehre darein, die Giftprobe zu machen. Sie sind der festen Überzeugung, daß Gott eingreifen und ihre Unschuld



Nilbrücke bei Kairo (geöffnet für den Personen- und Wagenverkehr).

Es ist eine schöne, etwa 400 m lange Gitterbrücke, welche den östlichen Nilarm überspannt und seit 1871 Kairo mit der Gezireh (Insel) verbindet.

der Bruder, die ausständigen Schulden bezahlen. Daraufhin nahm denn der Beschuldigte einen Teil des Giftes und erbrach es. Als man ihn aufforderte, auch den zweiten Teil des Giftes zu nehmen, floh er zu seinem Schwiegervater, einem Häuptling. Jedoch auch dieser forderte die Giftprobe. Als nun der Unglückliche sich weigerte, schlugen ihn die Neger mit Prü-

bestätigen werde; auch sind sie sich ja bewußt, das Leben des Verstorbenen nicht im Leibe zu haben. Wiederholt redeten wir solchen, die dieses Verbrechen beschuldigt wurden, zu, sich durch die Flucht zu retten. Aber sie waren einfach nicht dazubringen und begründeten ihre Handlungsweise damit, daß sie erklärten, sie seien ja unschuldig. —

In Anbetracht dieser Grausamkeit könnte vielleicht mancher meinen, die Kongo-Neger müßten in einem Sumpf von Lastern und Gemeinheit stecken. Dem ist jedoch nicht also.

Bei Beurteilung dieser traurigen Erscheinungen darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß sie alle nur Folgen ihrer religiösen Verirrungen sind, daß die heidnischen Neger die Tötung des Mdoschi nicht für einen Mord halten, sondern vielmehr für ein gutes Werk, das von ihren Götzen geboten ist. Sie erblicken darin nur die Vollstreckung des Willens des höchsten Wesens, welches das Böse haßt und bestraft.

Im übrigen ist die Sittlichkeit der heidnischen Neger am Kongo, wenigstens insoweit sie in die Öffentlichkeit tritt, derart, daß selbst das zivilisierte Europa sich mitunter daran ein Beispiel nehmen könnte. Einige Tatsachen mögen zur Befräftigung und Bestätigung des Gesagten hier angeführt werden.

Gewöhnlich machen die Kongo-Neger ihre Reisen nach Geschlechtern getrennt. Zu wiederholten Malen war ich Zeuge, wie sie Vorsichtsmaßregeln trafen, um das Schamgefühl des anderen Geschlechtes nicht zu verletzen. So befindet sich zum Beispiel auf dem Wege von hier nach Landana eine Lagune, in welcher zur Regenzeit das Wasser auf einigen Strecken bis zur Brust und darüber reicht. Da der Weg durch diese weitausgedehnte Lagune führt, so entkleiden sich dort diese Neger, um durch das Wasser zu waten. So oft nun ein Trupp Neger einer solchen tiefen Stelle sich nähert, rufen sie in der An-

nahme, daß andere des Weges sind, in einiger Entfernung: „Bakala vo tshiento?“ (= „Männer oder Weiber?“). Ist die Antwort: „Männer“, so warten die Weiber in angemessener Entfernung, bis erstere den Platz passiert haben und wieder angekleidet sind. Ebenso machen es die Männer. An mehreren Flüssen, die ja hier ohne Brücken sind, konnte ich schon oft dieselbe Bemerkung machen. Drückt man seine Zufriedenheit darüber aus, so erhält man zur Antwort: „Das ist bei uns so eingeführt und muß geschehen“.

Als Beleg für die Strenge, mit welcher der Ehebruch bestraft wird, diene folgendes: Vor mehreren Wochen ließ sich in einem benachbarten Dorfe ein Neger einen Ehebruch zuschulden kommen. Beim Häuptling des Dorfes ward die Anzeige davon gemacht. Er ließ am folgenden Tage bei Sonnenaufgang in Gegenwart der meisten Dorfbewohner dem Schuldigen starkes Gift reichen. Der Tod trat noch am gleichen Tage ein; der Leichnam wurde verbrannt. Das Weib wird in solchen Fällen als der schwächere Teil angesehen und dessen Bestrafung dem Gatten überlassen. So steht es im Kongo-Gebiete mit der Sittlichkeit.

Es soll damit freilich nicht gesagt sein, daß die Neger nicht ihre Laster haben; immerhin aber ergibt sich aus den angeführten Beispielen, daß auch den wildesten Völkern das sittliche Gefühl innewohnt, welches der Schöpfer in ihr Herz gepflanzt, und daß dieselben mitunter dieser inneren Stimme pünktlicher Folge leisten als gar manche unter den Zivilisierten.

## Das Heiraten bei den Wanyamwesi.

Aus der Station St. Josef im Vikariat Unyanhembe sendet P. Müller nachstehen-

den Bericht über Neger-Ehen im Stamme der Wanyamwesi:

Als ich nach St. Josef kam, widmete ich mich ganz den armen Negern und besonders den Kindern. Diese letzteren sind mir daher so ergeben, daß sie um keinen Preis von mir lassen wollen. Erklärten sie doch neulich, sie wollten mich festbinden, daß ich nicht fort könnte, wenn unser hochwürdigster Herr Bischof mich von St. Josef wegnehme, und sie würden den Missionär, der mich erzeihen wollte, einfach aus dem Lande jagen. Ich schicke dies voraus, um den Lesern begreiflich zu machen, woher ich die Kenntnis der Negergebräuche habe. Kommt nämlich ein Europäer und fragt die Neger über ihr Tun und Lassen, besonders über ihre religiösen Ceremonien aus, so gibt der Neger entweder keine oder eine unrichtige Antwort. Sie fürchten nämlich, der Frager mache sich lustig über sie oder hindere sie bei gegebener Gelegenheit, ihren heidnischen Gebräuchen zu folgen. Weil ich nun, Gott sei Dank, das Vertrauen der Kinder und jungen Leute in so hohem Grade besitze, deshalb haben sie mir vieles anvertraut, was andere wohl nie erfahren hätten.

Zuerst ist zu bemerken, daß es hierzulande zwei Arten von Heiraten gibt. Bei der einen kauft und bezahlt der Mann seine Frau. Bei der anderen bezahlt der Mann nichts, sondern nimmt sich eine Frau für eine bestimmte Zeit, die zuweilen lange, zehn, fünfzehn Jahre, oder auch immer dauert, wenn der Familienfriede nicht gestört wird. Nur die erste wird als wahre und eigentliche Ehe betrachtet. Leider sind beiweitem nicht alle Ehen unter der hiesigen Bevölkerung in dieser Weise abgeschlossen. Sehr viele Unverheiratete sind ein- oder zweimal von ihren Männern entlassen worden, ehe sie einen Mann finden, der sie behält. Deshalb ist es auch gar so schwer, hier eine christliche Ehe zu stiften. Zuerst muß ein heiratsfähiges

Mädchen gefunden werden. Dann muß man den Negern klarmachen, daß es sich um eine immerdauernde Verbindung handelt, die nur durch den Tod gelöst werden kann, und daß es unerlaubt ist, eine zweite Frau zu nehmen. Oft sucht und erkundigt man sich ein halbes Jahr lang, und soll dann die Ehe wirklich zustande kommen, so gibt es wieder tausenderlei Hindernisse. Doch kommen wir zur eigentlichen Ceremonie der Eheschließung.

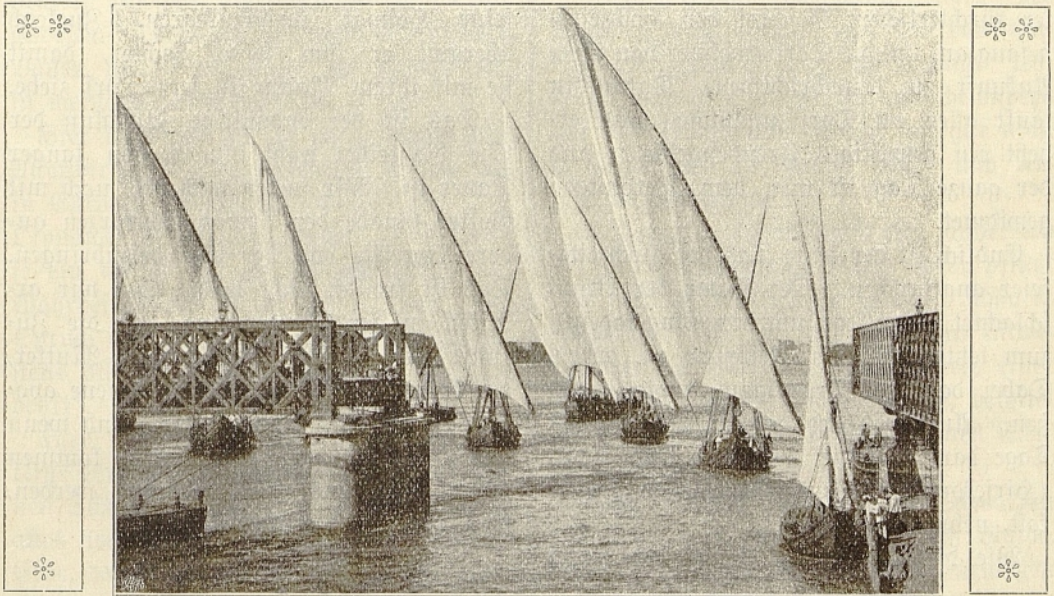
Der Neger heiratet in der Regel sehr früh, mit fünfzehn bis achtzehn Jahren. Hat ein junger Mann ein passendes Mädchen gefunden, so bringt er ihm kleine Geschenke, Kleider und Schmucksachen. Ist das Mädchen soweit gewonnen, dann legt der junge Mann heimlich ein Stück kostbaren Stoffes auf das Bett des Vaters seiner Braut und macht sich dann aus dem Staube. Nunmehr weiß der Vater Bescheid. Nach einigen Tagen bringt der Bräutigam dem Vater eine Ziege als Geschenk und bittet bei dieser Gelegenheit um die Hand der Tochter. Jetzt beginnen die für unseren Geschmack unendlich langen und langweiligen Verhandlungen über den Preis der Tochter, die dem Neger aber geradezu ein Bedürfnis sind. Die Familienväter des Dorfes versammeln sich mehrere Tage nacheinander und beraten, indem sie zugleich tüchtig feiern, das heißt riesige Portionen Ziegenfleisch essen und Bombe trinken. Alle diese Beratungen sind eigentlich zwecklos, denn der Preis eines Mädchens ist nach Landesbrauch ein für allemal festgesetzt auf zwanzig Ziegen für Leute mit einem mittleren Vermögen; die Reichen bezahlen dreißig Ziegen und die Vornehmen noch viel mehr. Sobald nach vielem Streiten und Hin- und Herreden eine Einigung erzielt ist, muß der Bräutigam sofort fünfzehn Ziegen bezahlen, die dessen Vater dem Vater der

Braut übergibt. Damit hat die eigentliche Hochzeitsfeier ihren Anfang genommen. Jeden Abend versammeln sich jetzt die jungen Leute der umliegenden Dörfer vor dem Hause der Braut, um dort zu tanzen und zu singen.

Ist der Tag der Hochzeit gekommen, so versammeln sich die alten Frauen des Dorfes, um das Haar der Braut in Form einer Krone zu scheren, das heißt, sie las-

Holz zum Verbrennen und zündet es an. Sie setzen sich auf niedrige Stühle vor ihr Feuer, als wollten sie sich wärmen; denn sie zittern alle scheinbar vor Kälte. Nach einiger Zeit reißen sie sich die Bänder von Baumrinde vom Kopfe und werfen sie in das Feuer. Alle diese Zeremonien machen sie unter tiefstem Stillschweigen.

Darauf setzt die Braut sich auf den Schoß einer der alten Frauen, und die an-



Nilbrücke bei Kairo (geöffnet für den Schiffsverkehr).

Die gleiche Brücke wie die auf Seite 268, nur erscheint sie für den Schiffsverkehr geöffnet; ein Teil dieser Brücke kann nämlich durch eine gewaltige Vorrichtung auf die Seite geschoben werden, wodurch es den Segelschiffen mit ihren langen Masten ermöglicht wird, ihren Lauf ungehindert fortzusetzen.

jen oben auf dem Kopfe die Haare in Kranzform stehen. Die Haare werden alsdann geflochten und mit Kupferperlen, welche die Gestalt einer kleinen Erbse haben, verziert. Der Kopf der Negerin mit den langen, wolligen Haaren nimmt sich nicht übel aus in diesem Schmuß.

Ist die Braut so geschmückt, dann nehmen die alten Matronen Stücke Baumrinde und umwickeln sich damit den Kopf. Dann sucht eine jede sich ein Häufchen

deren kommen herbei und reiben den Kopf der Braut mit Kalanga-Öl ein. Dann steht die Braut auf, und alle brechen in den gewohnten Jubelruf „You-You!“ aus. Ehe sie auseinandergehen, findet ein großes Kalanga-Essen statt, so daß man die Reste des Mahles und die Schalen der Früchte nachher mit Schaufeln entfernen muß. Man muß nämlich jagen können, daß man in dem Hause der Braut gut gelebt hat.

Am folgenden Tage gehen die jungen Leute und Mädchen des Dorfes in folgender Ordnung in den Wald, um Brennholz zu suchen: Der Bräutigam führt die Jünglinge an, dann folgen die Jungfrauen unter Anführung der Braut. Die Jünglinge hauen das Holz und die Mädchen machen die Bündel. Wenn jeder sein Bündel hat, kehren sie in der nämlichen Ordnung ins Dorf zurück. In der Nähe des Dorfes angekommen, stimmen sie unter fürchterlichem Geschrei den Hochzeitsgesang an, um die Dorfbewohner von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Daraufhin läuft alles im Dorf zusammen und erhebt ein gewaltiges Freudengeschrei, und der ganze Tag ist nur dem Vergnügen gewidmet.

Endlich ist der letzte Tag der Hochzeitsfeier angebrochen. Der Vater der Braut schlachtet eine Ziege, um den Eingeladenen zum letztenmal ein Festessen zu geben. Dabei darf der Bräutigam nichts genießen. Auch während der folgenden zehn Tage darf er keine Zukost zu dem Ugali (Girsekornbrei), der gewöhnlichen Negerkost, nehmen.

Wie die Leser sehen, kennt der Neger

hierzulande kein Gebet, kein Opfer, keine religiösen Ceremonien beim Abschluß der Ehe.

Der Bräutigam muß von jetzt an bei seinem Schwiegervater wohnen und ihm bei der Feldarbeit helfen. Unterdessen schafft der Vater des Bräutigams den letzten Teil des Kaufpreises, fünf Ziegen, herbei. Sind die Feldarbeiten beendet, so erhält der Bräutigam von seinem Schwiegervater die Erlaubnis, in seine Heimat zurückzukehren. Zugleich übergibt er ihm seine Tochter, damit sie mit ihrem Manne in sein Dorf ziehe.

Das ist der endgültige Abschluß der Ehe, die leider nicht immer von langer Dauer ist. Wir suchen nach und nach mit Gottes Gnade den armen Schwarzen andere Begriffe von der Ehe beizubringen. Das ist freilich nicht leicht, aber wir arbeiten in der Überzeugung, daß die Zukunft Gott gehört und unserer Mutter, der katholischen Kirche, die stets neue apostolische Männer hervorbringt. Und wenn wir einst nicht mehr sein werden, kommen andere nach uns, die vollenden werden, was wir nur beginnen konnten.

## Eine Plauderei über die Landwirtschaft der Neger.

Von P. Amandus.

Vor einiger Zeit stellte ein Herr aus Europa schriftlich an mich die Frage: „Sagen S' doch 'mal, mein lieber Vater, treibt denn der Neger auch Ackerbau, Viehzucht und dergleichen mehr?“. Was da den guten alten Herrn interessiert, wird wohl auch für viele andere von Interesse sein. Darum will ich heute einmal etwas über afrikanischen Ackerbau erzählen.

Ich muß nun gleich vom Anfang an ge-

stehen, daß ich persönlich vom Ackerbau usw. leider nur unendlich wenig verstehe; denn als braves Berliner Großstadtkind ist es einem wohl sehr angenehm, wenn der Kuchen und das Brot recht frisch und gut und die Bratwürstel sehr angenehm und wohl schmecken, wenn sie auf den Tisch kommen, — wie und woher dies alles aber kommt, unter welcher unsagbaren Mühen und Arbeiten das liebe Brot oft der Mutter Erde abgerungen werden muß,



wie viele Schweißtropfen der arme Landmann dafür opfern muß, — das alles ist dem Berliner, wie man so zu sagen pflegt, „Burscht“. „Davor sind wir Berliner.“

Hier in Afrika habe ich es wirklich noch niemals bedauert, daß ich, wenigstens solange ich im lieben Mutterhause war, jede Gelegenheit benützt habe, um mich in der Ökonomie und Landwirtschaft nützlich zu machen, und sei es auch nur als Seminarpräfekt bei der jährlichen Kartoffelernte gewesen. Trotzdem, zu einem ordentlichen Bauer, glaube ich, hätte ich es wohl nie in meinem Leben gebracht.

Hier in Afrika ist die ganze Land- und Ackerwirtschaft eine wesentlich andere als in Europa. Überhaupt, alles, was die Ökonomie betrifft, ist anders, und wenn je ein weiser Spruch Berechtigung auf Wahrheit haben kann, dann hier; der Spruch aber heißt so: In Afrika „ist erstens alles anders, — zweitens als man denkt“.

Hier im Innern Afrikas gibt es noch keine Wiesen und Felder, wie z. B. im schönen Schwaben- und Frankenland. Hier ist alles noch Urwald, und nur das Stücklein Erde, das sich der Schwarze mittels seiner einzigen kleinen Hacke und seinem Buschmesser zurechtgerichtet hat, bildet hier Feld und Acker, oder, wie der eingeborene Schwarze es kurzweg nennt, seine „Schamba“. Diese Schamba liegt oftmals einer Dase gleich mitten im dichtesten Urwald oder Pori versteckt, damit sie nicht so leicht von allen gefunden und ausgeplündert werden kann. Zumeist jedoch legt der Schwarze seine Schamba in der Nähe seiner Hütte an. Diese Schamben sind in der Regel nicht sehr groß. Der Schwarze baut nie mehr, als er braucht, und nur wenn er etwas braucht, sonst baut der Schwarze überhaupt nichts an. Nur wenige, die infolge ihrer Berührung mit anderen, be-

sonders Missionären, gelernt haben, auch für die dunkle Zukunft zu sorgen, oder die sich auch durch einen Mehranbau und durch den späteren Verkauf des Geernteten bereichern und etwas besser leben wollen, die legen sich größere Schamben an.

Zu solch einer Schamba sucht sich der schlaue Schwarze immer sehr geeignete Plätze und wechselt dieselben auch von Zeit zu Zeit.

Allzu fruchtbares Land liebt der Schwarze nicht einmal, weil ihm das ständige Sauberhalten von Gras und Unkraut, das hier in Afrika und besonders auf sehr fruchtbarem Boden fast gar nicht zu bewältigen ist, zuviel Mühe und Arbeit machen würde.

Während in Deutschland und anderswo der brave Landmann seinen Acker pflügt und mittels seiner Egge zu einer schönen, sauberen Fläche bereitet, und dann entweder mit der Hand oder gar mittels einer Sämaschine seinen Samen streut, bereitet der arme schwarze Landmann seinen Acker ganz anders.

Begleiten wir einmal einen Schwarzen ins Pori, d. h. an jene Stelle im Walde, wo er seine Schamba, sein Feld, anzulegen gedenkt. Hier könnten manche von unseren Kolonisten, wenn sie dem schwarzen Mann aufmerksam zuschauen würden, noch vieles lernen, was der oft für dumm gehaltene Neger in seiner langjährigen Erfahrung längst erprobt und für gut befunden hat. Denn der schwarze Erdenbewohner ist ein ausgezeichnete Feldbauer, daran kann und wird niemand zweifeln, und wer anders als die Schwarzen hier seine Felder bestellen wollte, der würde, wie es leider schon vielen Plantagenbesitzern ergangen ist und noch ergehen wird, eines schönen Tages einfach Pleite machen. Da nützen auch die riesigen Maschinen und Dampfpflüge nichts dagegen,

— Afrika bleibt Afrika. Und andere Länder, andere Sitten.

Zunächst fällt also der Schwarze mit seinem kurzen Handbeil oder Buschmesser, man könnte es auch Kriegsbeil nennen, die kleineren Bäume, Stämme und Sträucher und legt das abgehauene Reisig an die oft riesengroßen Bäume, und wenn all dies gut ausgetrocknet ist, zündet er es einfach an. So brennt selbst der größte Baum in kurzer Zeit bis auf den Wurzelstock zusammen. Dann aber kommt erst das eigentliche Acker oder „kulimen“, wie die Schwarzen es nennen. Mittels ihrer kleinen Hacke, dem Universalinstrument des Negers, womit er alles pflügt, pflanzt und jätet, das er gleichsam schon mit auf die Welt bringt, mittels dieser Hacke also entfernt er nun noch alles Gras und Unkraut und legt es ebenfalls an die oft noch brennenden Baumstumpfen, damit es verbrenne. Auf der so gesäuberten Fläche beginnt er dann die eigentliche Pflanzarbeit. Vater oder Sohn geht gewöhnlich mit der Hacke voraus und hackt unter fröhlichem Lied mit einem Schlag jedesmal ein kleines Loch. Die ihm folgenden Frauen oder Mädchen, die ihn im Singen begleiten, lassen nun aus ihrer Hand einige Körner Getreide, z. B. Mais, Reis, Hirse, Bohnen u. dgl., in das gehauene Loch fallen und scharren mit ihren nackten Füßen ganz zart ein wenig Erde darüber, drücken sie mit der großen Zehe noch zarter etwas fest, und die Sache ist vollendet. Schon nach einigen Tagen sproßt die Saat empor, aber es sproßt auch das Unkraut, und zwar, wenn der Regen eingeseßt hat, in unglaublicher Menge; jetzt kommt für den Neger erst die eigentliche Feldarbeit, das Unkraut ausjäten oder „kulimen“. Infolge der großen Regen, (denn nur zur Regenzeit, d. i. etwa von Dezember bis Jän-

ner, Feber, kann in Afrika gepflanzt werden) wächst auch das Gras und Unkraut schon nach dem ersten Regen oft einen halben bis zu einem Meter hoch; — ließe man es dann stehen, wäre es um die Ernte geschehen; denn es erreicht nicht selten eine Höhe von drei bis vier, ja noch mehr Metern. Dieses „kulimen“ kann nun der Schwarze nicht gut allein besorgen, da braucht er Hilfe. Wer darum eine größere Schamba zu reinigen hat, der läßt an einem bestimmten Tag eine große Portion Negerbier, sog. „Pombe“, herstellen. Zu dieser Pombe kommen dann alle Negerlein, groß und klein, von nah und fern, und helfen dem Bedrängten an dem betreffenden Tag von frühmorgens, bis die ganze Schamba wieder sauber ist. Dann sitzt man zusammen und trinkt Pombe, oft die ganze Nacht hindurch, singt und tanzt und freut sich des Lebens. So geht es der Reihe nach im Dorf herum, so hilft Einer dem Anderen, so hilft ein Dorf dem anderen. Wo es Pombe gibt, da fehlt kein Schwarzer, Männlein und Weiblein, Kind und Regel, — es sei denn, es wäre einer so sterbenskrank, daß er nicht gehen könnte.

Hat nun das Getreide durch diese Säuberung wieder Luft und Licht bekommen, dann wächst es zusehends empor und läßt auch kein Gras, wenigstens nicht mehr so viel Unkraut neben sich aufkommen. Im Mai hört dann der Regen plötzlich auf und die Saat fängt zu reifen an; es kommt die Ernte.

Braucht der Schwarze schon keinen Pflug, keine Pflugmaschinen, kein Zugtier, keine Egge und Walze, um seinen Acker herzurichten, so braucht er einen Erntewagen noch viel weniger. Wozu auch, der Schwarze ist uns Weißen in der Bequemlichkeit und praktischen Anwendung seiner Naturgaben weit voraus.

Er versteht es, mit wenigen Mitteln viel zu erreichen. Man muß z. B. wirklich stauen, wie es möglich ist, die feinen und wirklich kunstvollen Arbeiten, — wie der Matten- und Korbflechterei und dgl. m. — so exakt und sauber ausführen zu können.

So praktisch und ökonomisch verfährt der Schwarze nun auch bei seiner Ernte. Regen hat er ja keinen mehr zu fürchten; denn vom Mai bis zum Dezember oder Jänner fällt hierzulande kein Regen mehr. Er läßt darum alles auf dem Halm gut ausreifen und stehen und nimmt davon täglich nur so viel, als er und die Seinen brauchen. Später nimmt er dann noch alles übrige, d. h. nur die eigentliche Frucht, und legt es zu

einem großen Haufen inmitten seiner abgeernteten Schamba zusammen. Die Halme werden verbrannt. Andere bauen aus den Halmen, besonders der Hirse, manchmal sogar ein kleines Getreidehaus mitten auf

der Schamba oder auch in der Nähe der Hütte, im Busch versteckt. Solch eine Scheune kostet dem schwarzen Landmann

nicht gar viel, in ein paar Stunden ist die gemacht, klein und fein, zwar nur mit etwas Gras zugedeckt, aber bis zur nächsten Ernte hält sie aus und mehr braucht es nicht, dann gibt es wieder eine neue. Freilich kommt es vor, und zwar nicht selten, daß sich die Herren Elefanten, wenn sie argen Hunger haben, an so einem Häuschen vergeißen und in einer Nacht die Hütte mit samt dem Inhalt in ihrem ungeheuren und unermesslich großen Magen verschwinden lassen.

Aber nicht nur Elefanten finden die Spur zur Schakula (alles, was der Neger überhaupt essen

kann, ist ihm Schakula), sondern auch die Wildschweine und Affen sind große Räuber auf den Feldern der Schwarzen.

Aber trotz alledem braucht der Neger keine Kornspeicher, Heuschuber, keine



Katholisches schwarzes Ehepaar.

Dreschflegel oder Dreschmaschinen, feine Mühlen und hat doch sein schönes, feines Mehl und zugleich auch die feinsten Räucherkerammern. Das Mehl reibt die Frau auf einem Stein, und das Fleisch, das der

Mann jagt und heimbringt, wird am Holzspieß gebraten, Speck und Schinken aber werden an die Decke der Hütte über dem ewigen Feuer zum Räuchern gehängt.

Ist das nicht ideal?

## Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nachterzählt von Robert Tonolli.

(22. Fortsetzung und Schluß.)

Da ihm nach einiger Zeit selbst Bedenken aufstiegen, ob er wohl nicht etwa den rechten Weg verfehlt habe, beschloß er, einen Baum zu besteigen, um von dort aus Ausschau zu halten und um Hilfe zu rufen. Aber wie sehr er auch seine Augen anstrengte, er konnte nirgends die Spur einer menschlichen Behausung entdecken.

Was nun machen? — Schließlich entschied er sich dafür, einer Lichtung im Walde, die er vom Baume aus entdeckt hatte, seine Schritte zuzulenken. Nur langsam und mit vieler Mühe setzte er seinen Weg im Dunkel des Waldes fort, bis er bei Einbruch der Nacht die Lichtung, eine Hochebene, erreichte. Dasselbst verbarg er sich in einem vom Alter ausgehöhlten Baumstamm, um in diesem Versteck unter dem Schutze Gottes und seines Engels die Nacht zu verbringen. —

Raum graute der Morgen, da begann er, den Weg, welchen er am vorigen Nachmittage gemacht, wieder zurückzugehen, um seinen Irrtum wieder gutzumachen. Allein er wanderte nicht lange. Die Anstrengungen des Vortages und der Mangel an genügender Nahrung bewirkten gar bald eine neue Erlahmung seiner Kräfte; es währte nicht lange, so sank er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden. —

### 34. Kapitel.

Als Vater Leopold, die Christen und Neophiten, welche den Missionär bei seiner Rückkehr zur vereinbarten Hütte begleitet hatten, die Nacht hereinbrechen sahen, ohne daß Friedrich gekommen wäre, dachte niemand aus ihnen an Schlaf, sondern alle wollten sich vielmehr auf die Suche nach dem Vermißten begeben. Sie teilten sich zu diesem Zwecke in mehrere Gruppen, versahen sich mit Fackeln und mit Hörnern, um sich bemerkbar zu machen, und durchsuchten alle Wege und Pfade des Waldes, — aber umsonst. Die Nacht verstrich, ohne daß sie auch nur die geringste Spur von der Anwesenheit Friedrichs entdeckten.

Der Vater, über die Mäßen in Angst, gelobte der schmerzhaften Gottesmutter neun heilige Messen, wenn sie ihnen helfen würde, den Gesuchten wieder aufzufinden. — Und Maria, diese gute Mutter, gewährte das Verlangte. Am Morgen gegen 8 Uhr, als bereits fast alle die Hoffnung aufgegeben hatten und die Ahnung von einem Unglück schon ihre Herzen bedrückte, ließ sich plötzlich durch den Wald der Freudenruf: „*Ria, Ria*“ vernehmen. Zwei Christen hatten Friedrich bewußtlos auf dem Boden liegend aufgefunden. Allein

wie elend sah er aus! Sein Antlitz war infolge des Fiebers, das ihn quälte, mit Totenblässe überzogen und von den zahllosen Stichen kleiner Stechmücken ganz entstellt.

Man trug ihn auf die nahe Hochebene in die frische Luft, — die gleiche Ebene, wo Friedrich nachts zuvor geruht hatte, — und nun bemühten sich alle, um ihn wieder zu sich zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es ihren vereinten Anstrengungen, seine dem Erlöschen nahen Lebensgeister wieder neu zu beleben, und als man ihm einige Löffel Wein gereicht hatte, kam er bald wieder vollends zur Besinnung, so daß er den ganzen Hergang der Sache erzählen konnte.

Alle dankten Gott aus tiefster Seele und priesen die Güte des Herrn, der über jene wacht, welche sich unter seinen Schutz stellen. Sodann verfertigten die Neger eine Tragbahre, legten Friedrich darauf und setzten nun unter den sengenden Sonnenstrahlen ihren Weg in der Richtung auf St. Josef fort.

Am Abend machten sie in einem Vorze Raft, das kurz vorher von den wilden Kriegerern verwüstet worden war. Sie fanden die Hütten größtenteils zerstört, die Felder abgebrannt und die Bewohner vertrieben. Nur ein berühmter Tempel war unverfehrt geblieben, in welchem mehr als vierhundert Schlangen eingeschlossen waren und hier göttliche Verehrung genossen. —

Sie trafen hier eine Mutter, die sich, da ihr Kind die Beute einer ungeheuren Python Schlange geworden war, glücklich pries und sowohl sich wie ihrer Familie viel Glück versprach, weil die Schlange eines ihrer Kinder so vielen anderen, die derselben Gefahr ausgesetzt waren, vorgezogen hatte.

Am nächsten Morgen aßen die Missio-

näre beim Eintritt in den Wald als Morgenmüßig einen Hammelbraten, Bananen und süße Kartoffeln, welche letztere ihnen die Neger aus ihrer Begleitung während der Nacht zubereitet hatten, um ihren lieben Patres eine angenehme Überraschung zu gewähren. Friedrich aß mit Appetit und fühlte sich nun wieder so ziemlich hergestellt, da ihm auch der ruhige, tiefe Schlaf, dessen er sich in der verfloffenen Nacht erfreute, etwas von seiner früheren Stärke zurückgegeben hatte.

Während des ganzen Tages hieß es nun fest ausschreiten, wollte man ja heute noch St. Josef erreichen. Und es gelang. Die Nacht war allerdings schon ziemlich weit vorgerückt, als sie in St. Josef ankam. Vom folgenden Tage an, den Friedrich zu einem großen Teil im Bett verbrachte, wich das Fieber nicht mehr von ihm, sondern wurde im Gegenteil von Tag zu Tag nur noch stärker.

Am Feste der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, den 29. Juni 1879, erhielt ich von Friedrich einen Brief, aus welchem ich, weil es sein letzter war, einige wenige Sätze anführen will:

„Mein teuerster Freund!

St. Josef in Dahomey, 27. April 1879.

. . . Dies wird wahrscheinlich der letzte Brief sein, den ich Dir in diesem Tränental überjende. . . Wenn Du ihn empfängst, werde ich schon vor dem Richtersthule Gottes erschienen sein! Dieser Gedanke erschreckt mich; aber ich hoffe, daß die gütige Gottesmutter und der hl. Josef mir beistehen werden.

Betrübe Dich meinethwegen nicht und harre aus im Gebete für deinen sterbenden Freund. Schon lange bereitete ich mich auf den Tod vor, denn ich fühlte sein Nahen, und freudig nehme ich ihn jetzt an. Ich vertraue, daß mir

der göttliche Heiland gnädig sein wird, da ich trotz meiner Schwachheit und Unwürdigkeit stets gesucht habe, ihn zu lieben und zu seiner Liebe auch andere anzuleiten.

Es ist diesmal das sogenannte Waldfieber, das mir zu schaffen macht; jedenfalls wird es mich das Leben kosten. Es ist mit Erbrechen und Dysenterie verbunden und hat unfehlbar tödlichen Ausgang. . . .

Der Wille des Herrn geschehe!

Vergiß meiner nicht und trachte, Gutes zu wirken, auf daß wir eines Tages im Jenseits vereint werden können, um uns dann nie mehr zu trennen.

Nur eines hätte ich vor meinem Tode sehr gewünscht, nämlich Dich noch einmal zu sehen; da es aber der liebe Gott anders gefügt hat, sei auch so dein heiligster Wille gepriesen. Jetzt werde ich wenigstens als tapferer Soldat auf dem Schlachtfeld sterben! . . .“

Als Pater Leopold den hoffnungslosen Zustand seines jungen Begleiters sah, riet er ihm schon gleich in den ersten Tagen, nach Porto Novo zurückzukehren. Aber Friedrich hatte mit einem ergebenen Lächeln geantwortet: „Jetzt, da ich binnen wenigen Tagen die Erde mit dem Himmel vertauschen soll, möchte ich, daß meine Kinder von St. Josef dabei anwesend seien“. Und er war auf keine Weise mehr von seinem Entschlusse abzubringen. —

Am 1. Mai kamen zwei Kinder des Neophiten Leo von Kanna und baten Pater Leopold, er möge schnell zu ihrem sterbenden Vater kommen und ihm die letzten Trost- und Hilfsmittel der Kirche spenden. Der wackere Ordensmann mußte sich also von dem sterbenden Mitbruder trennen; nur mit blutendem Herzen brachte er es zustande; sah er doch, wie derselbe immer schwächer und schwächer wurde, und weil er für die Hin- und Rückreise zu Leo wenig-

stens vier Tage brauchte, so fürchtete er, Friedrich vielleicht nicht mehr lebend anzutreffen. Friedrich teilte diese Besürchtung und bat darum, bevor sie sich trennten, noch um die heilige Wegzehrung. Der Katechist empfing seinen Jesus mit freudigem Antlitz. Als dann der Pater sich verabschiedete, sprach der Kranke: „Nunmehr, da ich mit einem regelrechten Paß versehen bin, gehen Sie nur getrost. Auch ich bin reisefertig, um zu meinem Gott zu eilen“.

Obwohl das Fieber ihn belästigte, ließ er sich doch nicht dazu bewegen, tagsüber auszuruhen, sondern ging im St. Josefstale umher, besuchte öfter die Kapelle und unterhielt sich da lange mit seinem eucharistischen Heilande, der ja immer die Freude seines Herzens gewesen war.

Am Abend desselben Tages noch mußte er, begleitet von Pius, einen zirka eine Stunde breiten Sumpf durchwaten, um einer alten Frau von 80 Jahren, die ihrem Lebensende nahe war, die Taufe zu spenden. Sie hatte ihre beiden Neffen, einen nach dem anderen, zum Missionär gesandt, um ihn zu bitten, daß er komme und ihr die Himmelspforte eröffne.

Unser guter Friedrich, in dem der Opfergeist sozusagen verkörpert war, schleppte sich, obgleich er sich kaum noch aufrecht halten konnte, mühevoll zu der Kranken. Er fand die Arme in einer schmutzigen Hütte auf einer Strohmatten liegen, am ganzen Körper mit ekelhaftem Aussatz bedeckt.

„Was willst du von mir?“ fragte Friedrich beim Eintreten.

„Ah, der Weiße! Ich merke, daß ich sterbe. Der Gedanke an das, was du uns so oft gesagt hast, macht mich erschauern, daß nämlich derjenige, welcher das Wasser des großen Gottes von sich weist, im Jenseits in einen großen Feuerpfuhl gestoßen wird. Ich bitte dich, gib mir jenes

Wasser; denn ich will in den Himmel gehen. . . . Nein, ich will nicht auf ewig brennen, sondern ich wünsche, jenen Gott zu sehen, der alles erschaffen hat; ich will eine Freundin jener guten Mutter der Neger werden, deren Bild du mir vor zehn Monden geschenkt hast."

aufgeben, und dazu fühle ich mich nicht fähig."

"Und bist du jetzt aufrichtig bereit?"

"Ja, von ganzem Herzen; denn ich will nicht in das Feuer gehen."

Der Missionär setzte sich neben sie nieder, unterrichtete sie kurz, ließ sie hierauf



Eingeborene beim Dreichen.

Dies Bild und das folgende zeigt uns Eingeborene bei der Landwirtschaft; man sieht da nichts von Dreschmaschinen mit Dampftrieb, nichts von einer ausgedehnten Kanalisierung, sondern alles vollzieht sich in der denkbar einfachsten Weise.

"Und wohin hast du die Medaille gegeben?"

"Von jenem Tage an habe ich sie um den Hals gehängt, nicht aus Andacht, sondern nur als Zierde. Allein so oft ich sie küßte, wie du es mich gelehrt, schien sie mir zu sagen: „Werde eine Christin“. Und ich erwiderte: „Nein, nein, denn dann muß man so viele schlechte Gewohnheiten

ein Neugebet verrichten und goß dann über ihr Haupt das Wasser der Wiedergeburt aus.

"O, wie bin ich jetzt froh!", jubelte nun die sterbende Greisin.

"Du trägst den Namen Maria, den Namen jener guten Frau, welche die armen Schwarzen wie ihre teuren Kinder innig liebt und die dir den Gedanken eingege-

ben hat, mich rufen zu lassen; rufe sie recht oft an und sie wird dich im letzten Streite nicht verlassen!"

Indessen ging draußen ein strömender Regen nieder; desungeachtet kehrte Friedrich noch am gleichen Abend nach St. Josef zurück. Obwohl er ganz durchnäßt war und Fieberglut ihn verzehrte, wankte er, trotz der Gegenvorstellungen seines Begleiters, noch in die Kapelle, um, wie er sich ausdrückte, dem eucharistischen Heiland gute Nacht zu sagen.

Petrus wich keinen Augenblick von ihm. Er ahnte den großen Verlust bereits und gönnte sich darum auch nicht eher Ruhe, als bis sein weißer Vater auf der Strohmatte sich zum Schlafe niedergelegt hatte.

Am anderen Morgen versuchte Friedrich aufzustehen, aber er war hiezu nicht mehr imstande. Dafür trugen ihn nachmittags einige Neger, um seinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, auf der Strohmatte in die Kapelle. Als es Nacht geworden war, brachte ein neuer Fieberanfall, dem ein heftiges Erbrechen folgte, den Kranken zum Äußersten. Viele Christen umgaben sein Sterbelager.

„Wie fühlst du dich, Vater?“ fragten sie teilnahmsvoll.

„Schlecht, meine Lieben, schlecht. Morgen werde ich nicht mehr auf dieser Erde weilen. — Gewiß werdet ihr fleißig für mich beten, nicht wahr?“

„Nicht sterben, Vater!“ entgegneten sie weinend, als ob Leben oder Tod von seinem Willen abhingen. „Was sollen wir anfangen, wenn du uns verläßt?“

„Gott wird für euch Sorge tragen. Er wird andere Missionäre senden, welche an die Stelle der verstorbenen treten und deren Werk fortsetzen. Sucht nur, recht fromm zu sein, und Gott wird euch immer beschützen. Ich werde im Himmel droben euer stets gedenken, und so Gott

will, werden wir uns eines Tages wiedersehen.“

„Wenn du mit meinem Bruder Gabriel zusammenkommst,“ meinte Pius, „so grüße ihn in meinem Namen und sage ihm, daß ich auch Christ bin und mich rühme, es zu sein.“

„Suche ihn nur in seinem Glauben nachzuahmen. . . . Ich versichere dich, daß Gott dir alle Arbeiten und Mühen reichlich vergelten wird, die du im Verein mit mir zur Ausbreitung seines Reiches auf dich genommen hast. . . . Ich kann dir nur danken.“

Friedrich ließ sich das Kreuz reichen und wollte es küssen, aber ein neues Erbrechen raubte ihm die Besinnung. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er wiederholt, ob Vater Leopold noch nicht zurück sei. Die Umstehenden täuschten ihn, indem sie erklärten, er müsse jeden Augenblick kommen, obwohl sie ganz bestimmt wußten, daß er in Folge der großen Entfernung bis zum zweitnächsten Tag unmöglich zurück sein konnte. Der Sterbende wünschte, wenigstens die letzte Lunge noch zu empfangen.

Als der Morgen graute, bat unser Missionär, man möge ihn aus der Hütte hinaustragen unter jene Kokospalme, wo er sonst zu catechisieren pflegte. Die Schwester Sara, die einzige Überlebende von den ersten Glaubensboten des St. Josefales, war immer an seiner Seite und half ihm, die Sterbegebete zu verrichten.

Als Friedrich im Freien war, bewunderte er den schönen, klaren Himmel, und eine verstoßene Träne rollte über seine Wangen.

„Hier fühle ich mich wohler,“ jagte er dann; „wie schön ist doch dieser Tag, was für ein herrlicher Morgen! Hier kommt es mir vor, als ob ich neue Lebenskräfte einatmete.“ Bei diesen Worten drückte er



das Zeichen der Erlösung an seine Brust. „Ich bitte,“ wandte er sich dann an die Schwester, „erzählen Sie mir vom Leiden Christi.“ Während nun die Schwester von den Leiden Jesu im Ölgarten sprach, winkte er seinen getreuen Pius näher zu sich. Als dieser neben ihm stand, suchte er sich ein wenig emporzurichten, erhob hierauf die Arme gen Himmel und sprach mit einem sanften Lächeln auf den Lippen, deutlich und vernehmbar: „Dein Wille geschehe! . . . Jesus, Maria, Josef, euch . . .“. Es waren dies seine letzten Worte; denn mit einem Male verstummte er. Totenblässe überzog sein Antlitz und sein Blick verglaste: Friedrich war gestorben. Ein großmütiges Apostelherz hatte für immer aufgehört zu schlagen.

Es war der 3. Mai 1879, das Schutzfest des hl. Josef.

\*

Bevor noch der vierte Tag des schönen Maimonates angebrochen war, kam Vater Leopold zurück, aber diesmal war er nicht allein; zwei andere Missionäre, welche ihn in Kanna getroffen hatten und auch auf der Reise nach St. Josef sich befanden, begleiteten ihn. Sie brachten für unseren Friedrich Briefe und einen neuen Befehl mit, unverzüglich zu seinem Obern zurückzukehren, damit er die Reise nach Europa antrete. Doch das Klagegeschrei der Regier, vermischt mit den Schlägen des Lamtam, verkündete ihnen schon von weitem, was in der Station Trauriges vorgefallen war.

Am vorhergehenden Abend hatte die Schwester, von einigen Christen unterstützt, den Leichnam des Missionärs in eine Strohmatten eingewickelt und ihn dann in die Kapelle bringen lassen. In den Morgenstunden des folgenden Tages begruben ihn die neu angekommenen Priester, nachdem sie das Totenoffizium abge-

halten und die heilige Messe für ihn gelesen hatten, außerhalb der Kapelle neben Gabriel, wie er es immer gewünscht hatte. Der Beerdigung wohnten nicht nur alle Christen bei, sondern auch viele Heiden, ja auch der König mit seinem Gefolge war zugegen. . . .

### 35. Kapitel.

Ich hatte mich bemüht, den Brief, welchen mir Friedrich für den Kuraten von K. zugeschickt hatte, diesem einzuhändigen. Der gute Greis war hocherfreut darüber, von Friedrich wieder einmal eine Nachricht zu bekommen. Im Laufe des Gespräches sagte er unter anderem auch folgendes:

„Welchen Gang doch mitunter die Dinge in dieser Welt nehmen! Es werden vielleicht gerade zwei Monate sein, daß mir meine Mutter von St. Barbara in Brasilien schrieb.“ Dabei zeigte er mir den Brief. In demselben teilte die arme Frau mit, daß sie sich als Witwe und Mutter mehrerer Kinder in der äußersten Not befinde. Sie bat um Aufschluß über ihren Friedrich und wollte wissen, ob er sich noch immer im nämlichen Orte aufhielte, in welchem Falle sie geneigt schien, in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn sie sicher wäre, daß der Sohn sie als Mutter aufnehmen würde usw. Der Kurat hatte ihr alles das mitgeteilt, was notwendig schien, um sie über ihren Sohn und seinen Beruf aufzuklären.

Sieben lange Monate waren seit dem Tode meines Freundes verstrichen und immer noch schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, daß er noch nicht gestorben sein werde. Wer weiß, dachte ich, sein letzter Brief zeigte zwar deutlich, daß er bereits von zitternder Hand geschrieben war, aber es kann ja sein, daß seine eiserne Natur noch einmal die Krankheit überwand.

Vielleicht ist er nach Porto Novo zurückgekehrt, hat sich dort nach Frankreich eingeschifft und kommt eines schönen Tages ganz unvermutet, um mich zu überraschen und so die Freude des Wiedersehens noch zu steigern.

Ich hatte schon zweimal nach Afrika geschrieben, hatte mich auch an das Lyoner Institut gewendet, aber immer ohne Erfolg. Der einzige, bei dem ich noch hätte anfragen können, war Pater Peregrinus. Aber auch er hatte schon seit einiger Zeit diese Erde verlassen, und zwar, wie ich später erfuhr, an dem gleichen Tage wie Friedrich.

Am 8. Dezember 1879 waren es gerade vier Jahre, daß mein Freund in die Mission abgereist war. Und an eben diesem Tage erhielt ich von Frankreich ein Paket mit folgendem Brief, der in Lyon geschrieben worden war:

„Sehr geehrter Herr!

Es ward mir die traurige Aufgabe zugeteilt, Ihnen den heiligmäßigen Tod unseres teuren Laienbruders und Ihres Freundes, Friedrich D., bekanntzugeben.

Diese Nachricht sollte Sie nicht so sehr traurig, als vielmehr freudig stimmen. Denn haben Sie auch in ihm einen Freund verloren, so haben Sie doch zugleich auch einen mächtigen Schutzpatron erhalten. Sein Hingang bedeutet für uns einen großen Verlust, weil er durch seine guten Anlagen, durch seine Tugenden und besonders auch durch seine alle umschließende Nächstenliebe sich sehr beliebt gemacht hatte und wir gewohnt waren, ihn als die rechte Hand dieser schwierigen Mission zu betrachten.“

Es folgte nun eine Schilderung des erbaulichen Todes des jungen Missionärs, worauf der Schreiber fortfuhr: „Gleich vom Tage seiner Ankunft an widmete er

sich mit großem Eifer der Erlernung der Landessprache, voll Ungeduld der Zeit harrend, wo er die Obliegenheiten seines Amtes erfüllen könnte. Seine Fortschritte waren so groß, daß er innerhalb eines Jahres schon mit der Katechisierung der Christengemeinde von Porto Novo beginnen konnte.

Ich hatte ihn länger als ein Jahr bei mir, bis ich im Jänner 1877 mich gezwungen sah, ihn in das Innere von Dahomey ziehen zu lassen, wohin ihn die göttliche Vorsehung rief.

Mir gegenüber betrug er sich immer wie ein Sohn gegen seinen Vater, und ich hatte Gelegenheit, in ihm einen milden Charakter, einen vollkommenen Gehorsam, brennenden Eifer, tiefe Demut und eine ausgezeichnete Bescheidenheit nicht nur kennen zu lernen, sondern auch zu bewundern.

Es schien, daß Gott sich seiner mit Vorzug bedienen wollte, um die unerforschlichen Ratschlüsse seines gerechten Willens auszuführen, und ich versichere Sie, daß Ihr Freund viel Gutes gewirkt hat und daß der Segen Gottes seine Unternehmungen sichtlich begleitete.

Er war ganz durchdrungen vom Geiste seines erhabenen Berufes; er war ein so inniger Verehrer der heiligen Eucharistie, daß er jeden freien Augenblick dazu benützte, um in die Kapelle zu seinem Heiland zu eilen. Dort vergaß er die Verlastenheit und all die Entbehrungen, welche gar oft der apostolische Beruf mit sich bringt.“

Dieses Schreiben des apostolischen Vikars jener fernen Mission, der Geschäfte halber nach Europa gekommen war, bereitete mir begreiflicherweise einerseits herben Schmerz; denn der Verlust eines solchen Freundes ging mir tief zu Herzen. Andererseits dankte ich aber auch Gott, daß

er mir einen so frommen, tugendhaften Freund geschenkt hatte.

### 36. Kapitel.

Beim Herannahen des ersten Jahrestages vom Tode meines Freundes begab ich mich an einem schönen Morgen nach K., um für den 3. Mai einen feierlichen Trauergottesdienst anzuordnen.

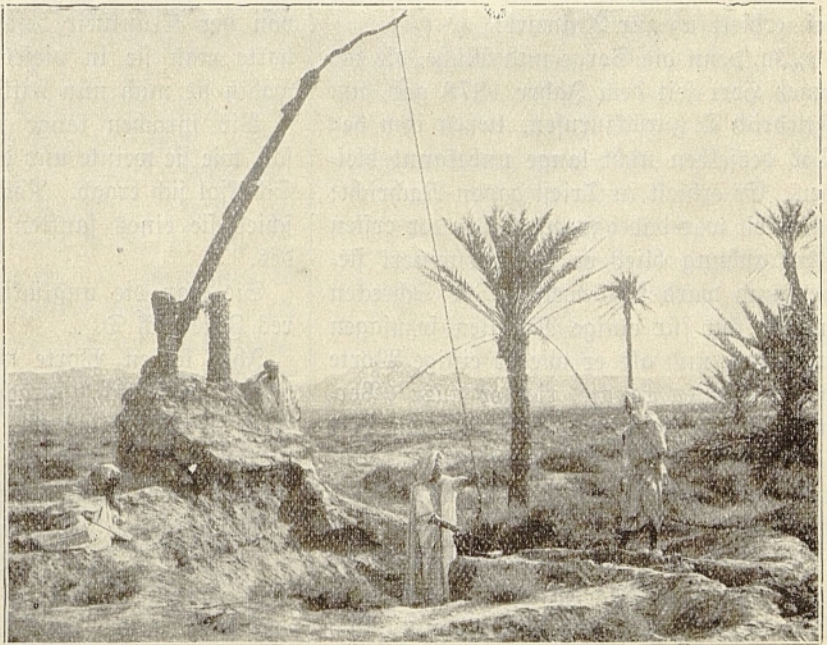
Am betreffenden Tage nun erklangen in der Kirche des Dorfes traurige ernste Totengesänge. Der alte Herr Kurat brachte Gott dem Herrn das Opfer der Veröhnung dar für die Seelenruhe des bescheidenen Katechisten in Aquatorial-Afrika. Ich glaube, daß jene Trauerfeier wohl niemandem so zu Herzen ging wie mir; denn nur noch wenige gab es in der Gemeinde, die sich noch an Friedrich D. erinnerten.

Als ich abreiste und dem Dorfe K. noch einen letzten Abschiedsblick zuwarf, kam mir ganz unwillkürlich der Gedanke: Dieser Ort, so arm und klein er ist, hat doch den Ruhm, der Kirche einen Apostel, der Zivilisation einen Vorkämpfer und dem Himmel einen Engel geschenkt zu haben.

„So lebe denn wohl, mein teurer Freund, du hast dein kurzes und an heroischen Opfern reiches Leben mit einer

unsterblichen Seligkeit vertauscht! Lebe wohl, du Glücklicher!“

Seit jenem Tage waren zwei Jahre verfloßen; — ich hatte inzwischen einen anderen Posten bezogen und somit von jenen Orten Abschied genommen, an denen ich Friedrich kennen lernte, — da traf es sich, daß ich zum Feste des hl. Josef nach Innsbruck reisen mußte, weil dortselbst



Eingeborene beim Bewässern ihrer Felder.

einer meiner Freunde gestorben war. Während meines mehrtägigen Verweilens in der genannten Stadt ließ mich der Zufall mit eben jenem Hauptmann zusammentreffen, der Friedrich während seiner Militärzeit so sehr begünstigt hatte. Er vertraute mir manches an, wovon ich begreiflicherweise bisher nichts wußte. Nebst anderem erfuhr ich da auch, daß Baron An. ein reicher, biederer und rechtschaffener Herr sei, daß er sich aber nicht glücklich fühle. Gegenwärtig lebe er an der Seite einer tiefreligiösen, sehr wohlthätigen

Frau, aber ohne die Freude, Kinder zu besitzen, die seinen Namen und seine Reichthümer hätten erben können. Friedrich hätte also eine glänzende Zukunft in Aussicht gestanden; jetzt wird sie ihm allerdings armselig oder wie nichts erscheinen im Vergleich mit der Vergeltung, in deren Besitz, wie ich hoffe, er sich bereits befindet. Als ich fragte, ob dem Baron der Tod seines Sohnes bekannt sei, erhielt ich zur Antwort:

„Ja, denn die Sorge und Mühe, die sich jener Herr seit dem Jahre 1878 gab, um Friedrich D. zurückzurufen, ließen ihm den Tod desselben nicht lange unbekannt bleiben. Er erhielt in Triest davon Nachricht; ich selbst war dabei zugegen. In der ersten Ueberraschung blieb er wie versteinert stehen und ward kreideweiß. Der Schrecken machte ihn für einige Minuten sozusagen sprachlos, und als er wieder einige Worte hervorbringen konnte, rief er aus: „Verwünscht sei mein Zaudern! Warum verließ ich mich auf fremde Leute und tat nicht vielmehr selbst, was ich tun sollte, solange es noch Zeit war.“ — — —

An einem sehr kalten Novembertage des verflossenen Jahres lud mich ein Schreiben des Spitalkaplans von N. ein, ihm in einer wichtigen Angelegenheit einen Besuch zu machen. Ich begab mich dorthin und ward da an das Bett einer schwerkranken Frau geführt, auf deren Angesicht die Spuren der nahen Auflösung deutlich zu lesen waren. Obwohl die Sterbende nicht mehr als vierzig Jahre zählte, so hätte man sie doch ihrem Aussehen nach für eine Sechzigjährige halten können, so sehr hatten physische und moralische Leiden ihr mitgespielt.

Die arme Frau war von unsäglichen Schmerzen heimgesucht worden. Acht

Jahre hatte sie in Brasilien zugebracht und während dieser Zeit ihren Gatten und fünf Kinder eines nach dem anderen durch den Tod verloren. Nur ein Kind war noch am Leben, ein hübsches Mädchen von neun Jahren. Es stand leise schluchzend an der Seite der Mutter. In ihrer Heimat hatte die Kranke keine Verwandten mehr. Sie war dorthin zurückgekehrt, ohne den Grund anzugeben. Da sie plötzlich von der Krankheit befallen worden war, hatte man sie in dieses Spital gebracht, wohin sie mich nun hatte rufen lassen.

Wir sprachen lange mitsammen. Ich sah, wie sie weinte und dann wieder in ihr Schicksal sich ergab. Nach zwei Tagen verschied sie eines sanften und ruhigen Todes.

Sie war die unglückliche Mutter unseres Friedrich D.

Ihre letzten Worte werde ich nie vergessen. „Glücklich,“ sprach sie, wobei sie unseren Friedrich meinte, „glücklich er, der darauf bedacht gewesen, das Heil seiner unsterblichen Seele sicherzustellen!“

Welch schöne Lehre, ausgesprochen von einer Person, die im Begriffe steht, vor dem ewigen Richter zu erscheinen. Ich erinnerte mich unwillkürlich der Worte der ewigen Weisheit: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“. Wunderbare und hohe Wahrheit! Sie machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich sie auch hier als Abschluß meiner Erzählung setzen will. Ich bin froh, den Leser versichern zu können, daß ich nur die reine Wahrheit berichtet habe. Froh bin ich auch, einer Pflicht nachgekommen zu sein, die mir Erkenntlichkeit und Liebe gegen meinen teuren Freund auferlegt hatten.

## Verschiedenes.

### Der Gast in der Kapuze.

Im Anschluß an den Artikel „Tiger- und Schlangenplage in Indien“ im Novemberhefte möchte ich im folgenden ein recht gemüthliches Abenteuer mittheilen, das einmal einem Pater der nordtirolischen Kapuzinerprovinz, die bekanntlich in Indien ein Missionsgebiet besitzt, daselbst passiert ist.

Der betreffende Pater hatte sich zur heiligen Messe angekleidet und trat, nichts ahnend, an den Altar. „Aber, o Schrecken! Schon beim Staffolgebet,“ so erzählt der Pater selbst, „regte sich in meiner Kapuze. Ich hielt den Atem an. — Was mag es wohl sein? Ein Gedanke bligte mir durch den Kopf und machte mir das Blut erstarren. Du hast eine giftige Schlange in der Kapuze. Denn nirgends gibt es wohl so viele Schlangen als hier in Darbhanga. Das Missionshaus ist überdies auf einem Sandhügel erbaut, daher wie geschaffen als Aufenthaltort des schleichenden Gezüchtes. Ich habe Giftschlangen schon in der Kirche, im Schlaf- und im Speisezimmer erschlagen. Und nun — wahrscheinlich hat sich ein solches Tier in meine Kapuze verirrt. Aber — vielleicht ist es nur eine Eidechse, die hier in Indien ungemein groß werden. Ja, ja, es muß eine Eidechse sein den Bewegungen nach. Ich tröstete mich so halb und halb mit dieser Annahme, weil ich schon öfter am Morgen im Habitsack und in der Kapuze Eidechsen gefunden hatte. Trotzdem verrichtete ich nur mit vieler Zerstreuung das Staffolgebet und mit noch mehr die anderen Gebete; denn in meiner Kapuze fing es an, immer toller zu werden. Die Bestie bekam, scheint es, zu warm und suchte einen Ausweg, fand aber keinen, weil das eng

angezogene Schultertuch die Öffnung der Kapuze versperret hielt. Es wurde mir unheimlich zu Mute. Wie, wenn die Eidechse nach der heiligen Wandlung herauschlüpft — mir zuletzt den Kelch umwirft, — und wenn es halt doch noch eine Giftschlange wäre! In Angst und Zerstreuung, und in Schweiß gebadet kam ich bis zur Kommunion — und endlich zum Schluß. Kein Mensch in der Kirche ahnte, was in mir vorging. Ich eilte beschleunigten Schrittes in die Sakristei, zog vorsichtig die heiligen Gewänder aus, und nun kam das Tier zum Vorschein. Gott sei Dank, es war bloß eine große, dicke Eidechse, allerdings eine solche, wie es deren in Europa keine gibt. Sie sprang auf den Sakristeitisch, glockte mich eine Weile wie fragend und erstaunt an, — und ich sie. Dann nahmen wir in aller Liebe Abschied voneinander mit dem Vorsatz: Auf Nimmerwiedersehen! — Und weil, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, so war der Schluß:

Nachdem die Angst ich durchgemacht, Ward allerseits ich — ausgelacht.“

### Aus der Schule der Trappisten in Natal.

Es war an einem Maientage, als nach den Schulstunden die Kinder sich auf dem Spielplatz herumtummelten, Kinder aus verschiedenen Kaffernstämmen. Da, o weh, entschlüpfte einem drolligen, neunjährigen Mädchen ein Wort, das bei ihrem Stamm nur als ein harmloser Scherz gilt, bei dem anderen aber als ein Ausdruck der tiefsten Verachtung angesehen wird. Gehe man sich verjah, stürzte ein dreizehnjähriger Knabe, Galela mit Namen, mit Tigerwut auf das Mädchen und biß ihm ein Stück aus der Wange heraus. Na-

nyesi, das Mädchen, aber schwang sich, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, von rückwärts auf seine Schulter, biß ihm das rechte Ohrfläppchen ab, nahm dann das Stückchen aus dem Munde und zeigte es triumphierend der Kinderchar. Da, plötzlich fuhr sie zusammen; auf ihrem Arme lag die Hand der Lehrerin. Der Knabe wollte bei diesem Anblick zuerst Reißaus nehmen, blieb aber wie festgebannt von dem ernstesten Blicke derselben stehen. „Folgt mir beide,“ sprach sie leise und wandte sich dem Schulzimmer zu. Beim Eintritt in dasselbe kam aus der Brust des Galela ein tiefer, langer Atemzug. Hier standen sie nun, die zwei Sünder, gesenkten Blickes, das Mädchen mit dem Weinen kämpfend, aber noch immer das Ohrfläppchen zwischen den Fingern, der Knabe mit trotziger Miene. Lange ruhten die Blicke der Lehrerin auf beiden Kindern. Nanyesi fiel auf die Knie und nun brach aus ihrer gepreßten Brust das Schluchzen und dazwischen die Beteuerung: „Ich habe gewiß nicht schimpfen wollen!“. Die Lehrerin hatte trotz der dürftigen Auskunft alles verstanden, dennoch sagte sie in strengem Tone: „Erzähle alles“. Galela, vergessend, daß er ein Angeklagter sei, trat aufhorchend an die Seite des Mädchens und las ihr die Worte von den Lippen ab; jede Angst, jede Beklemmung war von ihm gewichen, mit süßer Genugthuung vernahm er das Geständnis des Mädchens und die Konstatierung der Tatsache, daß sie jenes abscheuliche Wort, das ihn so sehr gereizt hatte, wirklich gebraucht, und wie er dies zu rächen gewußt habe. Nanyesi berichtete alles vom Beginn bis zu diesem Augenblick. Zum Schlusse zeigte sie der Lehrerin das Ohrfläppchen und rief: „So rächt man sich in unserem Stamme und dann gilt man als tapfer“. — Galela vermochte nicht mehr

zu schweigen, er rief: „Nicht du bist Siegerin, sondern ich“. Doch wie eine dunkle Wolke zog es über sein freudestrahlendes Gesicht bei den Worten der Lehrerin: „Und ihr glaubt, solche Kaufbolde duldeten wir noch länger in der Schule, und das ginge so ganz ungestraft ab? Ja, zittert nur, ihr sollt es schwer büßen“. — Und in der That, beide zitterten; der Schrecken malte sich deutlich genug in ihren Augen, welche mit banger Erwartung an den Lippen der Lehrerin hingen: „Geht zum Missionär,“ jagte sie, „und bekennet selbst eure Schuld“. Da brach aus der Brust des Galela ein herzerreißender Ton hervor; beide Kinder lagen nebeneinander auf den Knien und hoben die Hände empor, um Erlassung dieser Strafe flehend. Die Lehrerin hatte nur mühsam den strengen Ton beibehalten, jetzt streckte sie jedem Kinde eine Hand entgegen, richtete sie auf und sagte: „Nun, ich sehe, ihr habt nicht mit Überlegung gehandelt, ihr seid reuige Kinder und wollt es wieder gutmachen, nicht wahr?“. In Galelas Augen schimmerte es von edler Entschlossenheit, indem er rief: „Ich will zum Missionär gehen, alles bekennen, und wenn er auch noch so strenge ist“. In Nanyesis Blicken aber lag bei aller Erkenntnis doch eine Trauerwolke, als sie sagte: „Aber was soll ich tun?“. Die Lehrerin fühlte zwar Mitleid mit dem Kinde, doch Nanyesi mußte ihre Strafe tragen wie jeder Mensch, der gefehlt hat, und sie sagte: „Auch du mußt gehen, da hilft nichts!“. So gingen sie nun schweigend aus dem Schulzimmer zum Missionär. Als sie sich der Trappistenwohnung näherten, wurden die Schritte immer zaghafter, immer langsamer. Jetzt hielt der Knabe das Mädchen am Kleide fest und sagte: „Warte ein wenig, ich muß erst Atem schöpfen. Wie soll ich nun anfangen?“. — Sie pochten —

doch niemand erschien, — der Missionär war nicht zu Hause. In Angst und Verwirrung ergriff nun Galela Nanhesis Hand und zog die etwas Widerstrebende wieder mit zur Schule. Zum erstenmal erhob jetzt Galela den Blick; das Auge der Lehrerin begegnete ihm. Da strömte das ganze selbige Kindervertrauen hervor und er rief: „Mutter, verzeihe uns, wir wollen dich nicht mehr betrüben“. Doch schon bevor die beiden Kinder wieder zurückkamen, war es wirklich, als ob die Legion der Schutzengel all unserer Kinder sich niederließe und mit leisem Flügelschlage die Atmosphäre einweichte. Alle fühlten die Weihe dieser Stunde, doch vor allem zwei Herzen: das waren Galela und Nanhesi. Und als die Lehrerin sagte: „Es ist euch verziehen und alles soll vergessen sein“, da jubelten beide und der Glanz des guten Willens ruhte auf ihren braunen Gesichtern. Sie hielten aber auch treulich ihr Versprechen. Beide waren später unter den Ersten, welche die heiligen Sakramente empfangen, und der Segen blieb bei ihnen, ja er waltet noch fort, und es wäre davon noch viel Gutes zu erzählen.

„Vergißmeinnicht.“

#### Wie die Wasambaras\* ihre Hütten bauen.

Endlich ist sie vollends eingefallen, die alte Negerhütte, hatte sie ja doch schon seit geraumer Zeit gar bedenkliche Zeichen ihrer nahen Auflösung zur Schau getragen. Gestern war sie noch bewohnt; der Schwarze ist eben genügsam; wie mit dem Kleid, so behilft er sich auch mit seiner Hütte, solange es eben nur irgendwie noch geht. — Ja, die Hütte war alt gewesen; der Wind pfiff ungehindert durch alle Spalten und Ritzen herein, schwere Regen-

tropfen träufelten nicht selten vom schadhafsten Dach oder flossen, schmutzige Streifen hinter sich lassend, von allen Seiten an den Wänden herunter. Für einen Weißen wäre so etwas höchst unangenehm, der Schwarze macht sich weniger daraus, regnet es auf der einen Seite herein, so legt er sich einfach auf die andere hinüber und raucht hier gemütlich sein Pfeifchen oder schläft den Schlaf des Gerechten. — Geraume Zeit behalf man sich auch in unserer Hütte so fort, da kam eines Abends ein heftiger Gewittersturm. Die alte Hütte machte gar verdächtige Bewegungen, als wollte sie in ihren alten Tagen noch das Fliegen probieren; von den Wänden bröckelte ein Stück Lehm nach dem anderen los, bis plötzlich ein gewaltiger Windstoß das halbe Dach mit fortreißt und der Regen prasselnd auf die Siebenschläfer niederfällt. — Nun hat aber auch ihr Phlegma ein Ende. Zählings springt alles auf, rafft das Notwendigste an Kleidern und anderen Habseligkeiten zusammen und rennt damit ins Freie. Doch wer kann bei solchem Wetter ohne Obdach sein? Also schnell hinüber zur benachbarten Hütte. Dort schlüpft man beim einzigen Loch hinein und läßt sich ohne viele Zeremonien mitten unter die erstaunten Insassen häuslich nieder. Damit wäre nun dem ersten Übelstande glücklich abgeholfen. Erst wenn am nächsten Tag die Sonne hoch am Himmel steht, kriecht man wieder heraus und betrachtet nun am hellen Tag, welch ein Unheil die letzte Nacht gebracht.

Was nun? — Die Sache ist wichtig, ein einzelner weiß hier unmöglich Rat. Darum versammeln sich die Männer aus der ganzen Nachbarschaft zu einer Ratsversammlung, um in gemeinsamer Beratung die schwere Sache wohl und reiflich zu überlegen. Da wird nun geplaudert, ge-

\* Ein Negerstamm im nordöstlichen Teile von Deutsch Ost-Afrika.

geffen, getrunken und geraucht, bis endlich gegen Abend der Salomonische Urtheilsspruch erfolgt. Er lautet: „Die Hütte ist dahin, jählings eingestürzt im Gewittersturm der letzten Nacht, an ihrer Stelle soll eine neue aufgebaut werden!“

Also ein neuer Hüttenbau! — Ja, das ist leicht gesagt, aber wo, wie und wann? — Und dann vor allem, was soll mit den Trümmern der alten Hütte geschehen? — Letztere Frage löste einer der schwarzen Rats Herren mit der kategorischen Erklärung: „Sie müssen verbrannt werden, gänzlich vom Feuer vernichtet, um die erzürnten Geister zu versöhnen und alles Unheil von der neuen Hütte und deren Nachbarschaft abzuwenden“. — Der Vorschlag findet allgemeinen Beifall; am späten Abend noch wird die Hütte in Brand gesteckt. Nun sind die Geister versöhnt, neuer Segen ist gesichert und zugleich Platz gewonnen; man braucht nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, erst etliche hundertmal über den ganzen Wirrwarr von Stangen und Stroh und Sparren hinüberzusteigen. Siehe da die heilsamen Früchte einer Ratsversammlung!

Nach einiger Zeit eine zweite Ratsitzung; es handelt sich diesmal um die Wahl des Bauplatzes. Gar ansehnlich sitzen die Regier in der Runde; aller Augen sind auf den Häuptling gerichtet. Jedes Wort, das er spricht, gilt als Orakelspruch und wird durch lauten Beifall geehrt. „Ja, so ist es, Gebieter, großer Herr, so ist es!“ Anders als mit „Ja“ darf man ihm natürlich nicht antworten. Doch das viele Denken und Reden strengt

an, deshalb macht der mit Pombe (Bier) gefüllte Krug fleißig die Runde. Dazu kommt die lange Pfeife. Letztere spielt hierzulande überhaupt eine große Rolle; man sieht, die Leute haben im Rauchen tüchtige Lehrmeister gehabt. Mann und Weib, Kind und Regel, alles raucht. Auf das Kraut selber kommt es ihnen schließlich nicht an; die Hauptsache ist, daß die Pfeife stets ordentlich gestopft ist. So rauchen denn auch unsere würdigen Rats Herren wie fünf und zwanzig Schlote. An einem günstigen Resultat kann es daher nicht fehlen. Je länger unsere Wiedermänner sitzen und rauchen, desto klarer und einleuchtender wird es ihnen, daß der Bauplatz eben die Stelle ist, an der sie so friedlich beisammen sind. Die Sache ist von Vortheil und erspart zum wenigsten jede mühsame Wanderung. Genug für heute, jedem Tag genügt seine Plage.

Ein anderesmal kommt man wieder zusammen und beginnt mit der Reinigung und Einebnung des Bauplatzes. Um sich Kräfte für spätere Arbeiten zu reservieren, macht man sich rechtzeitig auf den Heimweg und raucht; auch bespricht man sich zu Hause mit erfahrenen Gästen und Nachbarn, wie weit das große Werk bereits gediehen. Nach einigen Rasttagen beginnt dann der eigentliche Bau. Zuerst werden die nötigen Stangen und Pflöcke in den Boden gerammt, daran reiht sich die Herstellung des Rahmengitters, das Flechtwerk mit Bambuszweigen, das Dach usw.; aber alles schön langsam und bedächtig, mit den gehörigen Pausen und wiederholter Beratung vor jeder neuen Arbeit.



# Inhalts-Verzeichnis.

## Abhandlungen.

	Seite
Die Nomaden des östlichen Sudan. P. Otto	3, 34, 84,
Huber F. S. C.	110
Tierfabeln der Atjcholt. P. B. Crazzolara	12, 132,
F. S. C.	177
Welchen Nutzen die Schilluk aus der Viehzucht	41,
ziehen. P. Jf. Stang F. S. C.	155
P. Wilhelm Vanholzer †.	97
Islam, Kolonialpolitik und die katholischen	127, 151,
Missionen	171
Afrikanische Kultur und Lebensweise. P. Karl	200, 219
Tappi F. S. C.	225
Der oberste Gerichtshof bei den Baganda	242
Die Moden der Neger	247
Totem und Totemismus	247
Die Giftprobe und die Zauberer der Kongo-	256, 265
neger	272
Eine Plauderei über die Landwirtschaft der	272
Neger	

## Aus unserer Mission.

Lul einst und jetzt. P. Jf. Stang F. S. C.	7, 26
Dilling, unsere neueste Station	26
Der erste Versuch der Missionierung der Schilluk-	45
Neger. Ant. Schwaighofer	73
Gründung der Mission in Dilling bei den	80
Kuba. Monigr. Fr. X. Geyer	122, 145
Plagen des Sudans. P. B. M. Zorn F. S. C.	180
Stand des apostolischen Vikariates Khartoum	180
im Jahre 1913	194
Schwierigkeiten der Schiffahrt von Khartoum	228
nach Wau in der Bahr-el-Ghazal-Provinz.	252
P. Joh. Edenhofer F. S. C.	
Die Anfänge der neu eröffneten Station Dilling	252
unter den Kubanern. P. Dan. Kauczor	
F. S. C.	
Eine Seele für den Himmel. P. B. Zorn F. S. C.	
Eine Reise im Lande der Schilluk. Br. J. M.	
Kronsteiner F. S. C.	

## Unterhaltendes.

Ein Tiroler Missionär in Aequatorial-Afrika	4
17, 55, 88, 116, 135, 160, 185, 205, 232, 259, 276	5

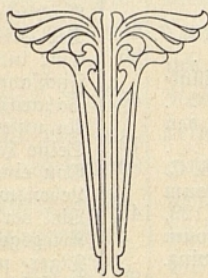
## Verchiedenes.

	Seite
Die Sonne als Kraftspenderin	21
Die ersten Flieger in Aegypten und im Sudan.	59
P. H. Bohnhaas F. S. C.	62
Beduinen-Hochzeiten	65
Die Milchswelle	66
Die Wunder der Pyramiden	92
Wie ein Schillukchrist Weihnachten feierte	93
Die schwarze Maria	94
Die Missionsvereinigung kath. Frauen u. Jung-	113
frauen	118
Des Kindes Geheimnis	119
Der Staudamm am Weißen Nil	121
Der Tempel von Philae	140
P. Alois Dominioni F. S. C. †	142
Anerkennungen für katholische Missionäre	143
Unterrichtswesen im alten Aegypten	164
Wie man Alligatoren fängt	165
Abreise in die Missionen	170
Die Kultivierung der Sahara	183
Das ermordete Thronfolgerpaar	189
Ländlich — sittlich	193
Arabischer Witz	212
Der Heilige Vater †.	213
Eine interessante Bekehrung	214
Fischfang in der Sahara	217
Saharahonig	218
An unsere verehrten Leser!	237
Seine Heiligkeit Paps Benedikt XV.	238
Von einem Tiger entführt	239
Lebensweisheit eines Bonzen	241
Viel verlangt	262
Kriegsgedanken	264
Tiger- und Schlangenplage in Indien	269
P. Schumann — gestorben	285
Das Heiraten bei den Wanyamwesi	285
Der Gast in der Kapuze	287
Aus der Schule der Trappisten in Natal	
Wie die Wasambaras ihre Hütten bauen	

## Abbildungen.

Der neue Großhauptling von Tanga	4
Der verstorbene Großhauptling von Tanga	5
Schillukburjchen mit ihren Trommeln	9
Auf der Nilpferdjagd	11

	Seite		Seite
Schillukfrau	14	Stanislaus Mugwanya, Justizminister von Uganda	149
Schillukmädchen	15, 87	Die Ripon-Fälle	152
Schilluk mit Halschmuck	28, 29	Entebbe	156
Haartracht der Schillukburschen	36, 37	Ägyptischer Soldat und Sohn eines Schilluk-Häuptlings	158
Der Missionär auf Reisen	42	Dinka-Hütte „Lao“	161
Eine Missionschwester aus Sul mit ihren Schül-lingen	43	Ein Negerlein im ersten Kleidchen	163
Die neue Station bei den Niam-Niam, Mupoi	48, 49	Das ermordete Thronfolgerpaar	170
Unser Tischler (Br. Huber) misst einen Affen- brotbaum	52	Katechistenzöglinge des Lehrerseminars in Affuan, jetzt Khartoum	175
Eine originelle Brücke	53	Eine Negerfrau, die Korn zerreibt	178
Hochw. Pfarrer Christian Raaf	56	Häuptling Abdallah und Söhne	181
Der abgesetzte Niam-Niam-Sultan Tombora	61	Madijünglinge bei Tikaja	186
Der neue Mamur von Tonga und Schilluk- weiber	78	P. Josef Sembianti F. S. C. †	188
Die Schilluk lernen allmählich arbeiten	79	Der Heilige Vater Pius X.	193
P. Zorn mit einigen Schillukmädchen	82	Station Dilling von Norden	195
„Unschädlich gemacht“	83	Station Dilling von Süden	198
Fünf Kronenkränche auf einen Schuß	86	P. Mohr mit den „Älten des Stammes“	201
Die Stromschnellen von Kafili	91	Dillings hoffnungsvolle Zukunft	204
Begegnung des hochw. P. Vanholzer mit dem Schillukfürst Fadiet	102	Ein Dschur- oder Luo-Neger	208
Tempelreste von Kalabsche	104	Bahnhof von Nairobi	211
Tempel von Daffa	105	Seine Heiligkeit Papst Benedikt XV.	218
Das Niltal von Kedschaf bis Gondokoro	108, 109	Die Eingeborenen von Dilling beim Hüttenbau	222
P. Vanholzer mit seiner Mutter	112	Nuba-Mädchen bei der Toilette	226
Sie sind entzückt über das neue Kleid	114	Schilluktanz	234, 235
Unsere Missionsstation in Khartoum	124	Haartracht eines Schilluknegers	244
Im Sedd	125	Zwei Bischarinnen	248
Dschur-Neger	129	Schilluk-Barke auf dem Nil	251
Totalansicht von Khartoum	133 34	Ein Zauberer	254
Golo-Mädchen	136	Im Hafen zu Dmdurman	258
Schlafkrante	138	Nilbrücke bei Kairo	268, 271
Tanz der Dschur-Neger	139	Katholisches schwarzes Ehepaar	275
Daudi Dschua II., König von Uganda	147	Eingeborene beim Dreschen	279
		Eingeborene beim Bewässern ihrer Felder	283





# Christkönigsverlag v. Weissen Kreuz

## Meitingen bei Augsburg

Postcheck-Konto München: Nr. 34172.

Bank-Konto: Bayerische Vereinsbank, Augsburg.

### P R E I S L I S T E

für unsere Karten und Bildchen.

Serie I zweifarbige Spruchkarten (10 Bibel- und 6 andere religiöse Spruchtexte von E. Raab :

Einzelns das Stück	—,10 RM
12 Stück (auch in Mäppchen)	1 RM
50 „	4 RM
100 „	7 RM

Bei grösserem Bedarf bitten wir um vorherige Anfrage.

Serie II Künstlerpostkarten von H. Paul (6 Darstellungen).

Preise wie oben.

Sämtliche 6 Karten auch in einem Mäppchen für 60 Pfg. erhältlich.

Auch als Andachtsbildchen mit entsprechendem rückseitigem Text sind diese Karten erschienen. Einzelpreis 3 Pfg. 100 Stück 2 RM.

Serie III Spruchbildchen (6 verschiedene) von E. Raab :

Einzelpreis	—,03 RM
100 Stück	2.50 RM

Für unsere altbekannten, billigen Spruch- und Scherenschnittkarten sind folgende Preise festgesetzt:

Einzelpreis	—,05 RM
12 Stück	—,50 RM
50 „	2.00 RM
100 „	3.50 RM
1000 „	25.00 RM

Wiederverkäufer bitten wir, für die billigen Karten Sonderpreisliste anzufordern; wegen der Rabatte für die besseren Karten und Bildchen erhalten Sie vom Verlag ein besonderes Angebot.



# Was wollen unsere Spruch- u. Scherenschnittkarten?

Unsere Karten sollen und wollen Apostel guter Gedanken sein: gute Gedanken sollen sie wecken im Käufer und im Empfänger; gute Saat sollen sie streuen durch die gedankliche Tiefe der Verse und durch die schlichttinnige Schönheit der Scherenschnitte die sie tragen. Allen, denen Sie unsere Karten schicken, werden Sie ganz gewiß eine Freude damit bereiten. Und überdies besteht die Gewißheit, daß auch Sie durch den Gebrauch dieser schlichten Karten mithelfen, die so vielfach verbreiteten, und oft minderwertigen Karten zu verdrängen.

Dorrätig in den einschlägigen Geschäften und jederzeit erhältlich beim  
**Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg**

## Weihnachtskarten



68



67



109



107



110

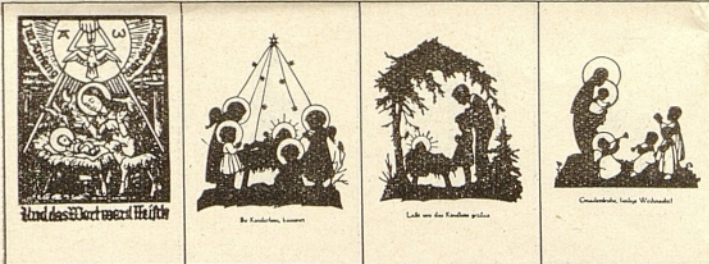


111



80

## Weihnachtskarten



108 63 69 82

## Neujahrskarten



112 114 113 83

## Weihnachtskarten



38 18 78 19

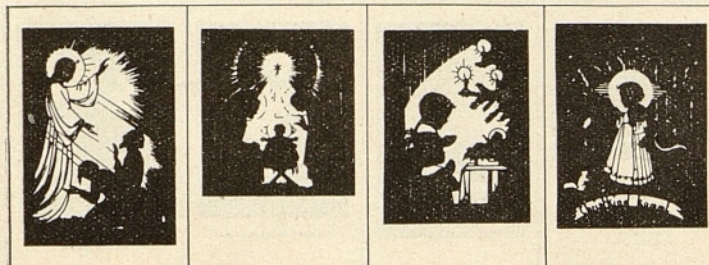
## Neujahrskarten



71 72 70 73

## Adventkarte

## Weihnachtskarten



61 62 65 66

## Weihnachtskarten



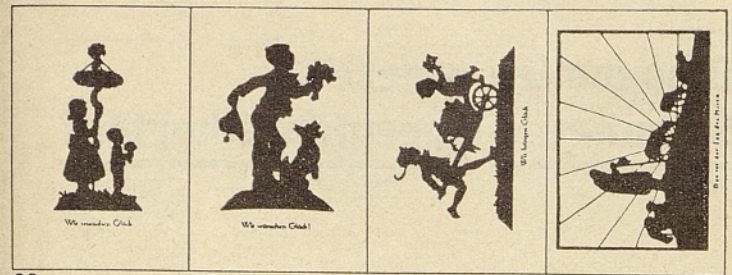
32 75 64 79

Glückwunschkarten



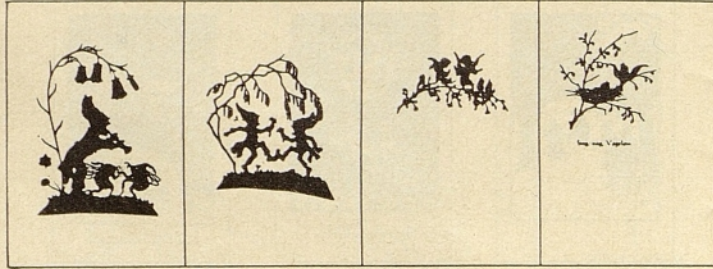
97 98 103 83 a

Glückwunschkarten



96 115 95 100

Frohsinn- und Scherzkarten



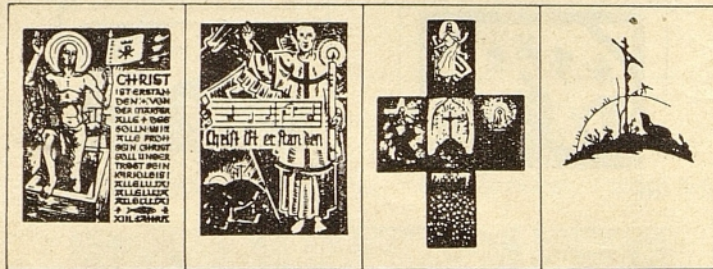
104 102 47 54

Frühlings- und Wanderkarten



1 3 35 49

Osterkarten



87 85 58 44

Oster- und Pfingstkarten



43 45 88 89

Marienkarten



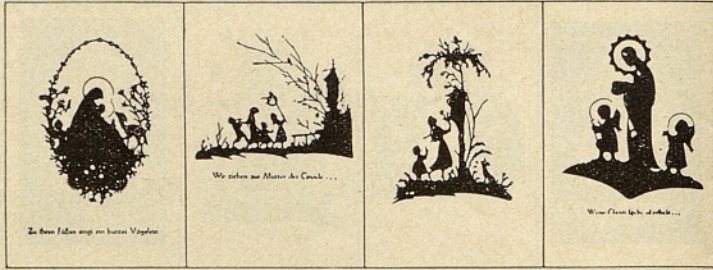
92 91 94 93

Marienkarten



10 33 37 34

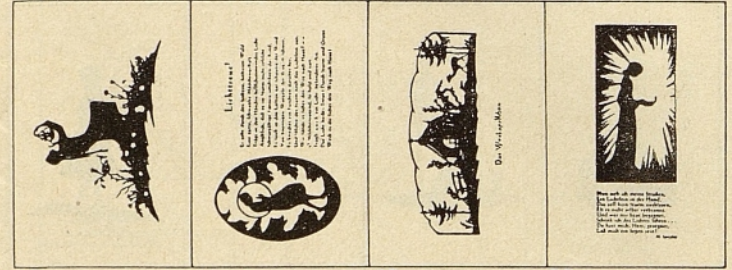
Marienkarten



52 51 56 84

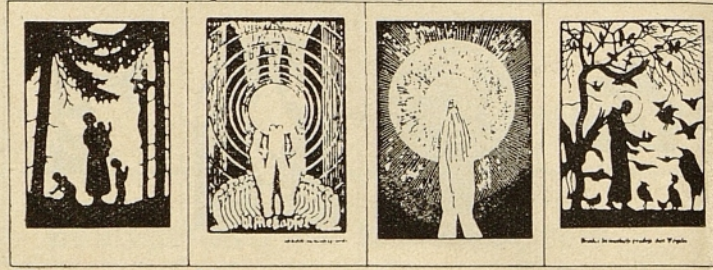
Versch. Karten

Karten verschiedener Art



55 48 46 36

Ernst und religiöse Darstellungen



99 57 7 101

Ernst und religiöse Darstellungen



90 86 106 105